

# HEINE JAHRBUCH 2014

A large, elegant cursive signature in a light red color, which appears to be the name 'Heine', is centered on the page.

53. Jahrgang

Heinrich-Heine-Institut  
Düsseldorf

**J.B.METZLER**



**J.B.METZLER**

Herausgegeben in Verbindung mit  
der Heinrich-Heine-Gesellschaft

# HEINE-JAHRBUCH 2014

53. Jahrgang

Herausgegeben von Sabine Brenner-Wilczek  
Heinrich-Heine-Institut  
der Landeshauptstadt Düsseldorf

Verlag J. B. Metzler  
Stuttgart · Weimar

Anschrift der Herausgeberin:  
Dr. Sabine Brenner-Wilczek  
Heinrich-Heine-Institut  
Bilker Straße 12–14, 40213 Düsseldorf

Redaktion: Christian Liedtke

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

ISBN 978-3-476-02543-2  
ISBN 978-3-476-01375-0 (eBook)  
DOI 10.1007/978-3-476-01375-0

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2014 Springer-Verlag GmbH Deutschland  
Ursprünglich erschienen bei J. B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung  
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 2014  
[www.metzlerverlag.de](http://www.metzlerverlag.de)  
[info@metzlerverlag.de](mailto:info@metzlerverlag.de)

# Inhalt

Sigle n ..... IX

## *Aufsätze*

### I.

- Michael Auer · Auf die Verlierer. Heines »Nordsee«-Oden ..... I  
Markus Vahle · Rauchen verboten! Eine bislang unbekannte Quelle  
zu Heinrich Heines Essay »Der Schwabe nspiegel« ..... 13  
Volker C. Dörr · Glauben, Zeugen, Schreiben: Heines »Geständnisse« ..... 41  
Sebastian Lübcke · Heine und der Fanatismus – Geistesaristokratie  
und »Pöbel?« ..... 52

### II.

- Robert Krause · Auf dem Weg zum urbanen Intellektuellen.  
Heines Berliner Identitätskrise und ihre Deutung  
durch Ludwig Marcuse ..... 82  
Gabriele Schneider und Renate Sternagel · Fanny Lewald und Adolf Stahr:  
Ein bisher unbekannter Blick auf Heine. Mit unveröffentlichten  
Dokumente aus dem Nachlass Lewald-Stahr ..... 99

### III.

- Arnold Pisiak · »Weil ich so ganz vorzüglich blitze,/ Glaubt ihr,  
daß ich nicht donnern könnt'!« Das Blitzen des Meisters –  
aufgenommen und erneuert in Versen und Klängen seiner  
Schüler Majakowski und Eisler ..... 120

Alfred Opitz † · Hegel – Heine – Hitler. Zur Kontinuitätsproblematik nationalromantischer Phantasmen . . . . .	141
---	-----

## IV.

Martin Hollender · »Und Sie üben meinen Asra,/ Und ich sterbe, wenn Sie üben« Louis Herrmanns Heine-Parodie n . . . . .	160
Christian Liedtke · Heines Denkmäler, 1891–2012. Ein kommentiertes Verzeichnis . . . . .	170
Sabine Brenner-Wilczek · Das Heine-Jubiläum 1956 und die Stadt Düsseldorf. Aus dem Planungsakte des Kulturamtes . . . . .	215
Sylvia Steckmest · »Nach dem letzten Willen des Verblichenen«. Das große Erbe Carl Heines . . . . .	224

*Heinrich-Heine-Institut. Sammlungen und Bestände. Aus der Arbeit des Hauses*

Karin Füllner · Neue Wege. Beiträge zu Ästhetik und Politik in Heines Texten. 16. Forum Junge Heine Forschung 2013 mit dem Artikel über Heinrich Heine . . . . .	235
Christian Liedtke · »Düsseldorf – Moskau. Städte der Künste in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts«. Eine Ausstellung des A. S. Puškin-Museums und des Heinrich-Heine-Instituts in Moskau . . .	241

*Buchbesprechungen*

Beate Borowka-Clausberg (Hrsg.) · Salomon Heine in Hamburg. Geschäft und Gemeinssinn (Sabine Bremer-Wilczek) . . . . .	247
Leslie Brückner · Adolphe François Loève-Veimars (1799–1854). Der Übersetzer und Diplomat als interkulturelle Figur (Bernd Kortländer) . . . . .	249
Lucien Calvié · Heine / Marx. Révolution, Libéralisme, Démocratie et communisme (Robert Krause) . . . . .	251
Gabriele B. Clemens (Hrsg.) · Zensur im Vormärz. Pressefreiheit und Informationskontrolle in Europa (Peter Stein) . . . . .	254
Peter Drews · Heine und die Slaven. Die gesamt slavische Rezeption der Werke Heinrich Heines von den Anfängen bis zur Gegenwart (Zaira Aminova) . . . . .	258

Götz Großklaus · Heinrich Heine – der Dichter der Modernität (Joseph A. Kruse) . . . . .	261
Bernd Kortländer (Hrsg.) · »was die Zeit fühlt und denkt und bedarf«. Die Welt des 19. Jahrhunderts im Werk Heinrich Heines (Anne Stähr) . . . . .	264
Ariane Martin, Bodo Morawe (Hrsg.) · Dichter der Immanenz. Vier Studie nzu Georg Büchner (Jan von Holtum) . . . . .	267
Janina Schmiedel · »Sowohl im Leben wie in der Schriftwelt«. Untersuchungen zu den Versepen und einigen Zeitgedichten He nrich He nes (Bernd Kortländer) . . . . .	270

### *Nachruf*

Manfred Windfuhr · Marianne Tilch zur Erinnerung . . . . .	273
--	-----

<i>Heine-Literatur 2013 mit Nachträgen</i> . . . . .	281
--	-----

<i>Veranstaltungen des Heinrich-Heine-Instituts und der Heinrich-Heine- Gesellschaft e. V. Januar bis Dezember 2013</i> . . . . .	307
---	-----

<i>Ankündigung des 18. Forum junge Heine-Forschung</i> . . . . .	318
--	-----

<i>Abbildungen</i> . . . . .	319
------------------------------	-----

<i>Hinweise für die Manuskriptgestaltung</i> . . . . .	322
--	-----

<i>Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Heine-Jahrbuchs 2014</i> . . . . .	324
--	-----

# Siglen

- B = Heinrich Heine: Sämtliche Schriften. Hrsg. von Klaus Briegleb. Bd. 1–6. München 1968–1976.
- DHA = Heinrich Heine: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. In Verbindung mit dem Heinrich-Heine-Institut hrsg. von Manfred Windfuhr im Auftrag der Landeshauptstadt Düsseldorf. Bd. 1–16. Hamburg 1973–1997.
- Galley/Estermann = Heinrich Heines Werk im Urteil seiner Zeitgenossen. Hrsg. von Eberhard Galley und Alfred Estermann. Bd. 1–6. Hamburg 1981–1992.
- Goltschnigg/Steinecke = Heine und die Nachwelt. Geschichte seiner Wirkung in den deutschsprachigen Ländern. Texte und Kontexte, Analysen und Kommentare. Hrsg. von Dietmar Goltschnigg und Hartmut Steinecke. Bd. 1–3. Berlin 2006–2011.
- HJb = Heine-Jahrbuch. Hrsg. vom Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf (bis 1973: Heine-Archiv Düsseldorf) in Verbindung mit der Heinrich-Heine-Gesellschaft. Jg. 1–32 Hamburg 1962–1994; Jg. 33 ff. Stuttgart, Weimar 1995 ff.
- Hirth = Heinrich Heine: Briefe. Erste Gesamtausgabe nach den Handschriften. Hrsg. und eingel. von Friedrich Hirth. Bd. 1–6. Mainz, Berlin 1949–1950.
- Höhn = Gerhard Höhn: Heine-Handbuch. Zeit, Person, Werk. Stuttgart, Weimar <sup>1</sup>1987, <sup>2</sup>1997, <sup>3</sup>2004.
- auf der Horst/Singh = Heinrich Heines Werk im Urteil seiner Zeitgenossen. Begründet von Eberhard Galley und Alfred Estermann. Hrsg. von Christoph auf der Horst und Sikander Singh. Bd. 7–12. Stuttgart, Weimar 2002–2006.
- HSA = Heinrich Heine: Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse. Säkularausgabe. Hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar (seit 1991: Stiftung Weimarer Klassik) und dem Centre National de la Recherche Scientifique in Paris. Bd. 1–27. Berlin, Paris 1970 ff.
- Mende = Fritz Mende: Heinrich Heine. Chronik seines Lebens und Werkes. 2. bearb. u. erw. Aufl. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1981.
- Werner/Houben = Begegnungen mit Heine. Berichte der Zeitgenossen. Hrsg. von Michael Werner in Fortführung von H. H. Houbens »Gespräche mit Heine«. Bd. 1, 2. Hamburg 1973.

# Aufsätze

## I.

### Auf die Verlierer Heines »Nordsee«-Oden

Von Michael Auer, München

Nicht umsonst bezeichnet sich Heinrich Heine in einem Brief an Julius Campe einmal als den »Hofdichter der Nordsee« (HSA XX, 254). Hat er doch mit der »Nordsee« freirhythmische Verse vorgelegt, die über Goethe auf die höfisch-aristokratische Tradition der Ode, vor allem auf das pindarische Siegeslied, zurückweisen. Diesen in der Forschung – soweit ich sehen kann – bislang vernachlässigten Traditionszusammenhang will ich untersuchen; und zwar, weil ich davon ausgehe, dass dadurch die sonderbare Tatsache erklärt werden kann, dass Heine zwar mehrfach und nachdrücklich den innovativen Charakter seiner »Nordsee«-Lyrik betont, aber nie wieder an ihre Form anschließt.<sup>1</sup> Dieser Widerspruch, der in der Forschung nach wie vor nicht zufriedenstellend plausibilisiert wurde, lässt sich m. E. auf die paradoxe Geste zurückführen, mit der sich Heine in die Tradition der Ode einschreibt. Da er nicht mehr die Sieger der Geschichte, sondern deren Verlierer feiern will, mutet er der Form eine unerhörte Verkehrung zu, die nur einmal möglich ist. Dass er die Odenform in dieser Verkehrung auch gleichsam zu Ende schreibt, hat Folgen für das Selbstverständnis von Heines eigenem Schreiben, das sich zeitlebens zwischen Poesie und Prosa ansiedelt. Denn in der gegen sich selbst gewendeten Form der Ode artikuliert sich eine gegen sich selbst gewendete Dialektik, die nicht wie Hegel den Siegeszug der Prosa der Moderne als Überwindung einer Poesie der Heldenzeit verkündet, sondern aufzeigt, wie selbst noch diese Geschichtserzählung Hegels an der angeblich abgetanen Heldenpoesie fortschreibt.

Meine Betrachtungen gliedern sich in drei Teile: zwei längere, gefolgt von einem kürzeren, abschließenden und ausblickenden Abschnitt.

## I.

Bevor ich mich Heine selbst zuwende, muss ich – in aller gebotenen Kürze – auf die Tradition der Ode eingehen. Die folgenden formhistorischen Ausführungen werden notwendig holzschnittartig bleiben und dienen nur dem Zweck, meine Thesen zu profilieren.

Das, was man im 18. Jahrhundert als Ode bezeichnet, erweist sich schnell als eine seltsam zusammengewürfelte Gattung. Herder, der in ihr die Wurzel jeglicher Dichtung suchte, fand keine durchweg gültigen Merkmale der Form, weshalb er sie als »Proteus unter den Nationen« charakterisierte.<sup>2</sup> Tatsächlich galten damals so unterschiedliche Dichtungen wie altgriechische Dithyramben und römische Carmina, germanische Bardengesänge und alttestamentarische Psalmen als Oden.<sup>3</sup> Zum wohl wichtigsten Bezugsautor dieser Tradition avanciert im 18. Jahrhundert der altgriechische Dichter Pindar.<sup>4</sup> Immer wieder wird auf seine Epinikien Bezug genommen, die Sieger bei den Panhellenischen Spielen feiern. Die Gründe für die Bedeutung Pindars sind zugleich poetologischer und politischer Natur. Seine Siegeslieder nehmen für sich in Anspruch, das glückliche Geschehnis eines Sieges, das ansonsten der Vergessenheit anheimfallen würde, zu etwas Ruhmwürdigem zu machen, dieses Geschehnis also gewissermaßen selbst erst hervorzubringen, indem er ihm einen Sinn zuspricht. Der Held konstituiert sich also Pindars Konzeption zufolge dadurch, dass er besungen wird.

Dieses Verhältnis von Held und Sänger wird in der folgenden Tradition auf die Beziehung von Souverän und Dichter übertragen. Modellbildend sind hier Horaz' berühmte Augustus-Oden. Mit Horaz werden aus den aristokratischen Siegesliedern Pindars höfische Herrscheroden, die dank der Komplexität des Verhältnisses von Potentat und Poet panegyrische, aber auch paränetische Züge annehmen können: Der Dichter kann sich im Lob des Herrschers ergehen, aber auch Ansprüche an ihn anmelden. Die solchermaßen der Form innewohnenden Spannungen sind es auch, die der Ode erlauben, eine Schlüsselrolle bei der Autonomisierung der Literatur zu spielen, die sich vor allem im Laufe des 18. Jahrhunderts von den höfischen Kontexten emanzipiert. Dabei wird insbesondere das pindarische Siegeslied zum Vorbild, von dem schon Horaz behauptet hat, es erhebe sich über die Gesetze der dichterischen Form.<sup>5</sup> Weil Pindar außerdem über die Gestaltung von Held und Herrscher gewissermaßen verfügen will, wird er zum Vorbild eines Dichters, der sich nicht nur unabhängig vom Herrscher, sondern über diesen sogar erhoben weiß.<sup>6</sup>

Die sich auf Pindar berufende erhabene Dichtung zwischen Klopstock und Goethe tritt in Konkurrenz zum politischen Souverän, indem sie sich in einer autonomen Sphäre selbst gleichsam souverän setzt. Legitimieren kann sich dieser

quasi-souveräne Charakter dadurch, dass Dichtung als eine »heilige« ausgegeben wird.<sup>7</sup> Damit tritt also ein sakraler, mithin religiöser Aspekt hinzu, der vornehmlich aus der Psalmendichtung herrührt und der den ausdrücklich politischen Charakter solcher Autonomie tendenziell in den Hintergrund drängt (aber niemals ganz verdrängt). Diese Verdrängung ließe sich etwa anhand von Goethes frühen Sturm-und-Drang-Oden, vor allem der »Harzreise im Winter« zeigen. Soweit in aller Kürze zur unförmig->proteischen« Form der Ode.

An Goethes früher, erhaben-religiöser und zugleich implizit politischer Lyrik scheint sich mir Heine in den ersten beiden Abteilungen der »Nordsee« abzuarbeiten. Im Gegensatz zur folgenden dritten (und letzten) Abteilung sind diese nicht in Prosa, sondern in Versen verfasst. Formal zeigt sich der Rückgriff auf die durch Goethe vermittelte Ode in der zumeist freirhythmischen Anlage der Gedichte, inhaltlich in der erhabenen Verklärung der Natur. Das Meer wird für Heine – das eingangs angeführte Zitat vom »Hofdichter der Nordsee« legt dies bereits nahe – damit aber nicht nur zum Element einer individuellen Natur- und Selbsterfahrung. Als Hof verstanden, wohnt dem Meer schon eine gesellschaftliche und politische Dimension inne. Sinnfällig wird der Rückgriff auf die Ode spätestens im fünften Gedicht, das von der Inthronisation einer Königin kündigt, die vom lyrischen Ich mit der Sonne gekrönt und dem blauen Himmel ummantelt wird. Da hier, wie die ironische Wendung des Gedichts zeigt, eigentlich die Überhöhung einer Geliebten gemeint ist, werden das höfisch-politische Ereignis der Krönung und eine intim-private Situation überblendet: Der Hof der Nordsee entsteht, indem das lyrische Ich einer Geliebten den Hof macht. Wie viele der anderen parodistischen Wendungen dient diese Ironisierung höfischer Repräsentation nicht zuletzt dem Zweck, aufzuzeigen, dass die in der Ode verliehene Souveränität (sei es, wie hier, die eines Herrschers bzw. einer Herrscherin, sei es, wie anderswo, die des lyrischen Ichs) eine bloße Illusion ist.

Heine hat das Gedicht, das in der Fassung der »Reisebilder« »Huldigung« überschrieben ist, für die Neuausgabe im »Buch der Lieder« in »Krönung« umbenannt – und gleich an den Anfang der Sammlung gestellt. Durch diese Eingriffe in den Text wird die Tradition höfischer Gelegenheitsdichtung also gleich zu Beginn aufgerufen. Die Verschiebung des Gedichts an den Anfang hat den weiteren Effekt, dass sich die Frage nach der lyrischen Form der »Nordsee« schon im Eingangsgedicht aufdrängt. Heben sich doch die freien Rhythmen dieses und der meisten der nun folgenden Gedichte ganz entschieden von der strengen Regelmäßigkeit der »Sonette[ ]«, »Terzinen« und »Stanzas« ab, die das lyrische Ich hier angeblich zum »Hofstaat« seiner Herrscherin machen will (DHA I, 359).

Die im Eingangsgedicht anklingende (und schon ironisierte) Verbindung von hoher Lyrik und höfischer Politik wird im tragenden Motiv der Seefahrt weiter

verfolgt. Seit der altgriechischen Odentradition kann die Schifffahrtsmetapher sowohl für die Geschichte des Gemeinwesens als auch für den Gang der Lyrik stehen. Wie die »Reise von München nach Genua« bezeugt, ist Heine mit dieser Tradition durch die einflussreiche horazische Ode »O navis referent« vertraut, in der die Schifffahrtsmetapher im Zentrum steht (s. DHA VII, 33). Während der spätere Heine vor allem auf die politische Dimension des Motivs abhebt – die Metapher des Staatsschiffs findet sich bis in die Journalistik der späten 40er Jahre hinein –, sind die poetologischen Aspekte der Seefahrt in seiner »Nordsee«-Lyrik ebenfalls präsent. Nicht nur das Motiv der Seefahrt, sondern auch die Motive, die während dieser Fahrt ins Spiel gebracht werden, verweisen auf die Tradition der Ode. Heines lyrische Odyssee auf der »Nordsee« ist durch eine Hypertrophie miteinander konkurrierender mythologischer und geschichtlicher Erzählungen charakterisiert, die das poetologische Prinzip, das hinter Pindars politischer Dichtung steht, geradezu überborden lässt. Um das zufällige Ereignis eines Sieges in eine historisch-mythologische Erzählung einzubetten, konnte Pindar aus einer Vielzahl verschiedener Mythen und sogar von Varianten einer bestimmten Mythe auswählen, eine Situation, auf die seine Gedichte immer wieder reflektieren. Welche Versatzstücke er – teilweise sogar unter explizitem Ausschluss anderer sich anbietender – in einer bestimmten Ode verarbeitet, hängt vor allem davon ab, in welchem der griechischen Stadtstaaten sie aufgeführt werden soll.<sup>8</sup> Die Wahl des Mythos hat also für Pindar eine gesellschaftspolitische wie auch poetologische Bedeutung.

An Heines »Hof« der Nordsee wird dieses poetologische Modell in eine andere Art von politischer Öffentlichkeit verlagert, wobei sich Pindars Ansatz noch verschärft. Himmel und Meer werden zu Projektionsflächen, auf denen verschiedene, inkompatible Narrative mythischer Sinngebung – und zwar offenbar ganz bewusst – neben- und übereinander projiziert werden. Die Mythen, die dabei ins Spiel kommen, stammen zudem nicht nur wie bei Pindar aus der griechischen Tradition, sondern gleich aus mehreren Mythologien. Dies ist nicht nur deshalb eine wichtige Neuerung, weil sich Heine damit auf markante Weise in die Tradition der pindarischen Ode einschreibt, sondern auch, weil sich hier andeutet, in welcher Weise er die Ode gegen geschichtsphilosophische Teleologien mobilisieren kann. »Die Nordsee« ruft nämlich die gesamte Hegel'sche Weltgeschichte noch einmal auf. In den »Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte«, die Heine, wie man weiß, im Wintersemester 1822/23 gehört hat<sup>9</sup>, unterscheidet Hegel vier aufeinanderfolgende Stadien dieser Weltgeschichte: die orientalische, die griechische, die römische und die germanische Welt.<sup>10</sup> Diese Einteilung hat eine Entsprechung in der Ode des 18. Jahrhunderts, die – wie oben bereits gesagt – orientalische, griechische, römische und germanische Dichtungen auf einen Begriff zu bekommen versucht.

Dass dieser Synkretismus der Ode bei Heine geradezu ausgestellt wird, lässt sich besonders gut am Beispiel der Sonne belegen, hier wohl die Zentralfigur mythisierender Deutung. Ich wähle dieses Beispiel übrigens auch deshalb, weil der Bezug von Ode und Geschichtsphilosophie darin augenfällig wird. In einem der ersten Gedichte wird die Sonne in die römische Tradition gestellt und als eine männliche Figur gedeutet. »Luna, die Göttin, und Sol, der Gott« (DHA I, 361), hätten sich, wie der anschließende, offenbar erfundene Mythos berichtet, einst zerstritten und wanderten seither getrennt übers Himmelszelt. Am Ende des ersten Zyklus – in der berühmten Christus-Epiphanie auf hoher See – wird aus dem heidnisch-römischen Sonnengott auf einmal das »Sonnenherz[ ]« (DHA I, 391) des christlichen Heilsbringers. Im zweiten Zyklus sodann ändert sich sogar das Geschlecht der Sonne. Nun tritt sie als eine weibliche Figur auf, die nicht mehr vom Mond geschieden, sondern mit dem »alten Meergott« (DHA I, 405) unglücklich verheiratet ist. Und zu guter Letzt entpuppt sich die Sonne als die Nase des Weltgeistes:

Die glühende Sonne dort oben  
Ist nur eine rothe, betrunkene Nase,  
Die Nase des Weltgeist's;  
Und um die rothe Weltgeist-Nase  
Dreht sich die ganze, betrunkene Welt. (DHA I, 425)

Die Reihe mythischer Sinngebungen endet mithin in der Geschichtsphilosophie Hegels.

## 2.

Wenn man so will, führt »Die Nordsee« ihre Leser an der »Weltgeist-Nase« herum. Und zwar nicht nur inhaltlich, sondern auch strukturell. Die in den Gedichten erfolgende gegenseitige Relativierung der mythologisch-religiösen Geschichten steht – ähnlich wie Hegels Dialektik der Religion oder Kants Dialektik des transzendentalen Scheins – im Dienste der Aufklärung. Dieser Aufklärung verfällt nun aber auch noch Hegels Anspruch, Philosophie und Geschichte durch seine dialektische Methode zu vollenden. Zwar kommt der zweite Zyklus, wie es im Titel des »Weltgeist«-Gedichts heißt, »Im Hafen« (und dort im Bremer Ratskeller) an, doch hat das lyrische Ich auch hier keinen festen Grund unter den Füßen. Das betrunkene Drehen der Welt lässt keine Verinnerlichung der Weltgeschichte in einem zu sich gekommenen Weltgeist zu. Anstatt zu einer »Er-Innerung«<sup>11</sup> im Hegel'schen Sinne werden die Erinnerungen veräußerlicht und zwar in das spiegelnde Glas mit Wein, der taumeln macht, indem man ihn trinkt:

Wie doch die Welt so traulich und lieblich  
 Im Römerglas' sich widerspiegelt,  
 Und wie der wogende Mikrokosmos  
 Sonnig hinabfließt in's durstige Herz!  
 Alles erblick' ich im Glas,  
 Alte und neue Völkergeschichte [...]. (DHA I, 423)

Diese Bewegung von Verinnerlichung und Veräußerlichung wird auch in der Verlaufsform des Gedichts dargestellt, das in seinem Gang eine unmögliche Bewegung inszeniert: Das lyrische Ich wird in einer Art Initiation in die innersten Gemäcker des Kellers eingelassen, zugleich aber am Schopfe gepackt und aus dem Lokal geworfen. Dabei wird die Initiation durch den Rauswurf textlich gerahmt: In Vers 27 heißt es, der Kellermeister packe das lyrische Ich am Schopfe, sodann wird von der Initiation berichtet – aber nur um dann zu erzählen, wie das lyrische Ich auf die Straße gesetzt wurde. Weil so nicht klar wird, ob die Initiation tatsächlich stattgefunden hat oder nur geträumt wurde, wird sie durch die textliche Rahmung gleichsam eingeklammert.

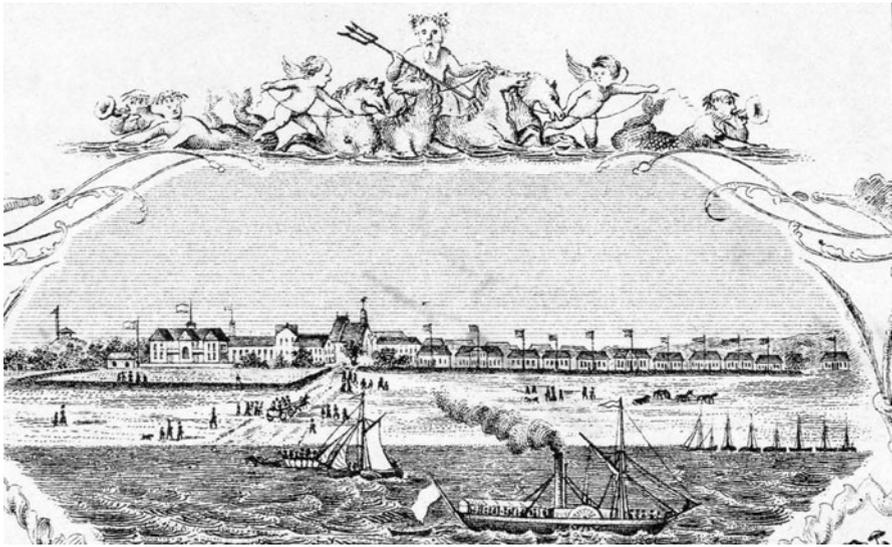
Welche Dialektik Heines torkelndes Weltgeschehen bestimmt, wird in dem oft als zentrales Gedicht der »Nordsee« geltenden »Die Götter Griechenlands« verhandelt. »Die Götter Griechenlands« sind eine Art Kontrafaktur des gleichnamigen Schiller-Gedichts, gegen das es inhaltlich wie formal jedoch markant absticht. Wo Schillers lyrisches Ich die mythische Verbrämung der Natur als ästhetisierende Weltanschauung feiert und deren Ende betrauert, macht dasjenige Heines aus seiner grundlegenden Antipathie keinen Hehl:

Ich hab euch niemals geliebt, ihr Götter!  
 Denn widerwärtig sind mit die Griechen,  
 Und gar die Römer sind mir verhaßt. (DHA I, 415)

Auch formal heben sich Heines freie Rhythmen gegen Schillers regelmäßige, gereimte Strophen ab, in denen die ästhetische Ordnung des mythischen Kosmos, von der sein Gedicht spricht, metrisch sinnfällig wird.

Die freien Rhythmen der »Nordsee« orientieren sich dagegen eher an Goethes Sturm-und-Drang-Lyrik.<sup>12</sup> Was hinter Heines nicht Goethe'scher, sondern pseudo-Goethe'scher Umschrift des Schiller-Gedichts steht, wird in einer Anekdote aus der »Dritten Abteilung« der »Nordsee« deutlich: Dort wird in adliger Runde die Frage gestellt, ob Schiller oder Goethe größer sei. Entgegen den für Schiller optierenden Aristokraten, die die angebliche »Irreligiösität« Goethes und die daraus möglicherweise entspringenden »falschen politischen Ansichten« fürchten (DHA VI, 146), spricht sich der hinzugezogene Erzähler für Goethe aus: Weil dieser »mit seinem klaren Griechenauge, Alles sieht, das Dunkle und das Helle,

nirgends die Dinge mit seiner Gemütsstimmung kolorirt« (DHA VI, 147). Dies ist ein ganz anderes Griechentum als dasjenige Schillers, das sich gerade in solcher Koloratur gefalle und das Dunkle mit dem Hellen verdrängen wolle.



Zeitgenössische Ansicht von Norderney

Die Strategie des Rückgriffs auf Goethe steht auch hinter Heines Gegenentwurf zu Schillers »Götter Griechenlands«. Doch setzt sich das lyrische Ich dieses Gedichts – ebenso wenig wie der spätere Erzähler der Anekdote – ein Paar Goethe'scher »Griechenaugen« ein, sondern die »neuen Augen«, die der »Zerrissenheit der Denkweise unserer Zeit« (DHA VI, 143) entsprechen. Goethe gegen Schiller auszuspielen, dient also einer Überwindung der sentimentalischen Nostalgie für eine vergangene, angeblich goldene Zeit, nicht jedoch der Rückkehr zu einer Goethe'schen Naivität. Dem lyrischen Ich erscheinen die Götter folglich nicht als in sich ruhende »Götterbilder/ Von leuchtendem Marmor« (DHA I, 413), sondern haben sich von vornherein in ephemere Wolkenformationen aufgelöst. So treten sie, wie es anschließend heißt, »selber« (ebd.) auf, und zwar als das, was sie heute sind: Gespenster, die keine Ruhe finden. In dieser Form »nachtwandelnde[r] Schatten« (DHA I, 415) feiert das geschichtlich »Verdrängte« (das Wort fällt im Gedicht mehrfach) einen letzten unheimlichen Auftritt.

Die Abwendung vom griechischen Olymp wird im Gedicht – anders als man nach der Kritik an Griechen und Römern vermuten könnte – allerdings nicht

vom Hass und Abscheu des lyrischen Ichs bestimmt. Denn angesichts der »neuen, herrschenden, tristen Götter« (DHA I, 417) – dahinter steht eine Kritik an Christentum und Kirche, vielleicht auch am sogenannten Gott der neuen Zeit, dem Kapital – wird das lyrische Ich von einem Groll erfasst und will nunmehr für die toten Götter kämpfen. Die Paradoxie dieser Parteinahme kulminiert darin, dass es, indem es für sie kämpft, die Weltanschauung ihrer heroischen Zeit verrät:

Denn, immerhin, Ihr alten Götter,  
 Habt Ihr's auch eh'mals, in Kämpfen der Menschen,  
 Stets mit der Parthei der Sieger gehalten,  
 So ist doch der Mensch großmüth'ger als Ihr,  
 Und in Götterkämpfen halt' ich es jetzt  
 Mit der Parthei der besiegten Götter. (DHA I, 417)

So bricht das lyrische Ich gerade dadurch mit den Göttern, dass es sich auf ihre Seite schlägt. Dieser inhaltlichen Paradoxie entspricht das Gedicht formal, wenn es mit der aristokratischen Form des Siegesliedes bricht, indem es sie ein letztes Mal aufruft. Die inhaltliche Abkehr von den Griechen ist hier an eine formale Verkehrung der Ode gebunden, die nunmehr einen Gesang auf die Verlierer anstimmt.

Heine spielt damit mit einer zentralen These der idealistischen Geschichtsphilosophie. Hegel zufolge gehört die aristokratische Zeit der Heroenkämpfe, auf die die »Kämpfe der Menschen« im eben angeführten Zitat anspielen, unwiderruflich der Vergangenheit an.<sup>13</sup> Diese vergangene Epoche sei auch eine ausgezeichnete Zeit der Poesie gewesen, sodass die Geschichte heute in einer nicht mehr poetischen, sondern prosaischen Zeit angekommen sei, in der Institutionen und nicht mehr Individuen die adäquaten Träger des Weltgeistes darstellten.<sup>14</sup> Auf diese Thesen nimmt Heine zum Abschluss der »Dritten Abteilung« der »Nordsee« ganz unmissverständlich Bezug (s. DHA VI, 163) – nicht umsonst im selbst prosaischen Teil des Textes.

Der Verweis auf Hegel erlaubt es auch, die Innovationskraft der »Nordsee«-Lyrik, die Heine immer wieder betonen wird, klarer zu umreißen. Ihre Modernität ist darin zu suchen, dass sie die alteuropäische Form der Ode endgültig zu Ende schreibt, indem sie die Form in der Form ad absurdum führt. Wenn »Die Nordsee« von der Poesie in die Prosa der »Dritten Abteilung« übergeht, hebt sie jene sozusagen dialektisch auf. Diese dialektische Überwindung der Ode im Dreischritt der »Nordsee« erklärt auch, warum Heine – trotz seiner emphatischen Bejahung der Originalität seiner »Nordsee«-Gedichte – nicht an sie anschließt. Da er hier die Oden-Form in der Form überwunden hätte, würde ein jeder Versuch, dies noch einmal zu leisten, notwendig hinter das Geleistete zurückfallen.

## 3.

Was »Die Nordsee« damit darstellt, ist aber keine literarische Illustration der Hegel'schen These eines Übergangs von der Poesie zur Prosa. Das Verhältnis dieser beiden wird hier ganz anders gedacht. »Prosa der Moderne« kann nicht wie bei Hegel heißen, dass die Poesie schlicht vorbei sei. Anders gesagt sind die Mythen nicht durch die Philosophie, die Religion nicht durch die Wissenschaft überwunden. So wird deutlich, wie Heines Text – wie ich oben bereits angedeutet habe – den teleologisch gerichteten Gang des Weltgeistes an sich irrewerden lässt. Der wissenschaftliche Anspruch der Hegel'schen Philosophie wird dadurch untergraben, dass auch seine Geschichtsphilosophie als ein Siegeslied lesbar wird. Sie gleicht einer pindarischen Ode darin, dass sie die kontingente Vielfalt kultureller, gesellschaftlicher und politischer Ereignisse in ein sinnstiftendes Narrativ einbettet, das sich mythisch in der Heldensage eines zu sich kommenden Weltgeistes überhöht. Derart zum Helden eines sich als Wissenschaft ausgebenden Mythos wird der Weltgeist, so lässt sich von Heine her argumentieren, eben dadurch, dass er die Vielzahl der (Sonnen-)Mythen gegeneinander ausspielt, sich aber somit auch an ihre Stelle setzt.<sup>15</sup>

»Die Nordsee« geht hier scheinbar den entgegengesetzten Weg, wenn sie nach der dialektischen Aufhebung der griechischen Heroenwelt, die ja nicht nur für Schiller und Goethe, sondern auch noch für Hegel modellbildend ist<sup>16</sup>, auf die für Hegel anfängliche ›orientalische Welt‹ zurückgreift. Im letzten Viertel des lyrischen Teils der »Nordsee« werden die bis dahin vorherrschenden griechischen, römischen und germanischen Mythologien von einem hybriden Orient verdrängt. Diese Wendung ist aber nicht als Nostalgie für eine historische Urzeit zu verstehen, sondern soll auf die Präsenz des Ältesten im Neuesten aufmerksam machen.<sup>17</sup> Die vier Welten der Hegel'schen Geschichtsphilosophie werden bei Heine auf der Projektionsfläche, die ihm die Nordsee bietet, entzeitlicht und damit sozusagen simultanisiert. Dies darzustellen, ist die Ode durch ihren proteischen Charakter geradezu prädestiniert. Die »Nordsee«-Oden zeigen somit, dass die »Zerrissenheit der Denkweise unserer Zeit« (DHA VI, 143), die ich oben bereits im Zusammenhang mit den Weimarer Klassikern angesprochen habe, »aus allen Ländern und Zeitaltern zusammengelesen« (DHA VI, 147f.) ist. Diesem Zusammengelesenen hätte die Prosa der Moderne zu entsprechen, nicht es in einer Geschichtsphilosophie aufzuheben.<sup>18</sup>

Mit dem Übergang von der Poesie zur Prosa dankt der selbsternannte »Hofdichter der Nordsee« ab, der sich zuvor ja auch oft genug als Heldenfigur seiner Oden stilisiert hat.<sup>19</sup> Dass sich der Hof der Nordsee in die Wellenbewegungen des Meeres auflöst, spiegelt die irreduzible Pluralität der Sinn-Horizonte wider,

die sich zwar gegenseitig relativiert haben, aber nach wie vor präsent sind. Damit zeigt Heine, dass die prosaische Welt der Moderne mit der vormodernen Zeit der höfisch-aristokratischen Repräsentation nicht einfach abgeschlossen hat. Die Wege, die aus diesem Meer in eine im emphatischen Sinne »neue« Zeit führen, die keine Restauration des *ancien régime* wäre, können, so Heines Einsicht, weder die Philosophie noch die Dichtung vorgeben. Derart eines gewissen *telos* beraubt, würde die Zukunft vor den modernen Menschen »woge[n]«, wie vor dem schiffbrüchigen lyrischen Ich »die Wasserwüste« (DHA I, 401). Und diese modernen Menschen selbst würden den »Nomaden der Nordsee« (DHA I, 421) gleichen, die der Text einmal heraufbeschwört.

Jedoch führt diese Lagebestimmung bei Heine interessanterweise nicht (zumindest nicht zu dieser Zeit) zum geschichtlichen Fatalismus, sondern zur Bejahung der – wie der Wein im Römerglas – zugleich betäubenden und begeisternden Erfahrung der Moderne. Deren irreduzible Vielfalt sucht er in seiner kulturellen und politischen Publizistik der 1830er und 40er Jahre gerecht zu werden, welche ebenso von distanzierender Ironie wie von dithyrambischem Engagement zeugt. Der in der »Nordsee« inszenierte prekäre Übergang von der Poesie zur Prosa dient einer Weiterführung der Aufklärung, die einsieht, dass auch sie sich nie ganz von ihren Mythen freimachen kann. Funktion von Heines »Nordsee«-Oden wäre es, die Prosa der Moderne darüber aufzuklären.

## Anmerkungen

Der Beitrag entspricht dem Text des Vortrags, den ich beim 16. Internationalen Forum Junge Heine Forschung im Dezember 2013 im Heinrich-Heine-Institut, Düsseldorf gehalten habe.

1 Auf diese Paradoxie wurde zuletzt hingewiesen von Peter Hasubek: »Hofdichter der Nordsee«. Heines Naturgestaltung in seinen »Seebildern« der »Nordsee«-Zyklen. – In: ders.: Vom Biedermeier zum Vormärz. Arbeiten zur deutschen Literatur zwischen 1820 und 1850. Frankfurt a. M. 1996, S. 127–150, hier S. 127–128.

2 Johann Gottfried Herder: Von der Ode. – In: ders.: Frühe Schriften 1764–1772. Hrsg. von Ulrich Gaier. Frankfurt a. M. 1985, S. 59–99, hier S. 79. Auf Heines Wertschätzung Herders als vorurteilsfreiem Literaturkritiker wird hingewiesen in Manfred Windfuhr: »Unsere großen Meister«. Materialien zu Heines intellektuellem Deutschlandbild. – In: Politisierung – Poetisierung. Deutschlandbilder in der Literatur bis 1848. Hrsg. von Wilhelm Gössmann und Klaus-Hinrich Roth. Paderborn 1994, S. 217–239, hier S. 229f.

3 Siehe auch hierzu exemplarisch Herder: Von der Ode [Anm. 2], S. 60–65.

4 Pindars Bedeutung lässt sich u. a. daran ermessen, dass er im 18. Jahrhundert neben Shakespeare zum zentralen Genie-Paradigma avanciert. Siehe hierzu Jochen Schmidt: Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945, Bd. I. 3., verb. Aufl. Heidelberg 2004, S. 179–192.

5 Siehe hierzu Horaz: Carmen IV.2 – In: ders.: Sämtliche Werke. Hrsg. von Karl Bayer, Manfred Fuhrmann und Gerhard Jäger. München 1993, S. 174–179.

6 Dies gilt, wie man seit langem weiß, insbesondere für Klopstock: »Mit bis dahin unerhörter Härte und Entschiedenheit hat Klopstock sich öffentlich als Dichter zum politischen Kritiker aufgeworfen und sich mit höchstem Anspruch neben und über die Könige gestellt.« Gerhard Kaiser: Klopstock als Patriot. – In: Nationalismus in Germanistik und Dichtung. Dokumentation des Germanistentages vom 17. bis 22. Oktober 1966. Hrsg. von Benno von Wiese und Rudolf Henß. Berlin 1967, S. 145–169, hier S. 158.

7 So in Friedrich Gottlieb Klopstock: Von der heiligen Poesie. – In: ders.: Ausgewählte Werke. Hrsg. von Karl August Schleiden. München 1962, S. 997–1009.

8 Siehe hierzu grundlegend John T. Hamilton: Soliciting Darkness. Pindar, Obscurity, and the Classical Tradition. Cambridge (Mass) 2003, S. 77–96.

9 Siehe Windfuhr: »Unsere großen Meister« [Anm. 2], S. 238.

10 Der Gang der Weltgeschichte durch diese vier sogenannten Welten hindurch wird skizziert in Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Hrsg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. Frankfurt a. M. 1986, S. 132–141.

11 Diese Er-Innerung, von der am Ende der »Phänomenologie des Geistes« die Rede ist, ist kein bloß subjektives Verhältnis zur Vergangenheit. Vielmehr stellt sie nur deshalb »das Innere« schlechthin dar, weil sich in ihr eine »höhere Form der Substanz«, »das neue Dasein« und »eine neue Welt« ausbilden, die der Zeit und der Geschichte enthoben sein sollen. Von diesem Inneren spricht Hegel zudem (in einem abgewandelten Schiller-Zitat) wie von einem »Kelche dieses Geisterreiches«, aus dem dem absoluten Geist »seine Unendlichkeit« schäume. Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Phänomenologie des Geistes. Hrsg. von Hans-Friedrich Wessels und Heinrich Clairmont. Hamburg 1998, S. 530–531. Auf die Bedeutung der Schlusspassagen der »Phänomenologie« für Heine wurde bereits aufmerksam gemacht von Klaus Briegleb: Abgesang auf die Geschichte? Heines jüdisch-poetische Hegelrezeption. – In: Heinrich Heine. Ästhetisch-politische Profile. Hrsg. von Gerhard Höhn. Frankfurt a. M. 1991, S. 17–37, hier S. 31.

12 Das scheint mir u. a. auch dadurch unterstrichen zu sein, dass Heine nicht nur den Vers aus Schillers »Götter«-Gedicht: »Venus Amathusia« – das die kretische Venus aus Amathus feiert – im Vers: »Venus Libitina« (DHA I, 415) – der Venus als Totengöttin – persifliert, sondern zudem einen Vers aus »Wanderers Sturmlied« (dem Gedicht, in dem Goethe am deutlichsten auf Pindar zurückgreift) umschreibt und umdeutet: Aus Goethes »Jupiter Pluvius« wird »Jupiter Parricida« (DHA I, 413), aus dem regenbringenden Gott der vatermordende.

13 Diesen geschichtsphilosophisch bedeutsamen »heroischen« »Weltzustand« überträgt Hegel auf die »Ästhetik«, wenn er sie bei den Griechen (genauer bei Homer) geschildert sieht. Was diesen Weltzustand von der (geschichtsphilosophisch weiterentwickelten) Neuzeit unterscheidet, ist ihre »ursprünglich poetische Mitte«, die nunmehr eine »bloß verständige Prosa« abgelöst habe. Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Ästhetik. Hrsg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. Frankfurt a. M. 1986, Bd. 3, S. 341 und 332.

14 Diesem Trägerwechsel verdankt sich, wie ebenfalls in der »Ästhetik« argumentiert wird, die gegenwärtige »prosaische Ordnung der Dinge«. Ebd., S. 332.

15 Tatsächlich formuliert Hegel die Herrschaft der Institutionen in griechisch-aristokratischen Begriffen, wenn er davon spricht, dass darin die »ἄρστοι« die Herrschaft antreten würden. Hegel: Philosophie der Geschichte [Anm. 10], S. 539.

16 So zitiert Hegel in seiner Geschichtsphilosophie affirmativ Schillers Gedicht über »Die Götter Griechenlands«. Vgl. ebd., S. 304.

17 Man könnte darin sogar eine (in Hegels und womöglich auch in Heines Sinne) »jüdische Geste ausmachen. Hegel zufolge zeichnen sich die Juden des Alten Testaments gegenüber den anderen Völkern der orientalischen Welt durch die »Möglichkeit einer *geschichtlichen* Ansicht« aus: Dort lehre »der prosaische Verstand [...] die Sonne als Sonne« sehen, nicht als mythologische Figur. Hegel: Philosophie der Geschichte [Anm. 10], S. 243. In dieser Hinsicht fallen die Griechen hinter die Israeliten zurück. Heines Hinwendung zu »orientalischen« Mythen und Dichtungen ist somit vielleicht als eine Strategie lesbar, ein jüdisches gegen ein griechisches Denken auszuspielen.

18 In diesem Sinne bemerkt Hans Blumenberg, dass Heines Auseinandersetzung mit dem Mythos auf dem »Ausschluß jeder geschichtsphilosophischen Allegorese« beruht. Hans Blumenberg: Arbeit am Mythos. Frankfurt a. M. 2006, S. 649.

19 So beispielsweise in »Die Nacht am Strande« (DHA I, 364–369).

Rauchen verboten!  
Eine bislang unbekannte Quelle  
zu Heinrich Heines Essay  
»Der Schwabenspiegel«

Von Markus Vahle, Aachen

Wer weiß, vielleicht am Ende meiner Tage  
überwinde ich meinen Widerwillen gegen  
den Tabaksqualm und lerne rauchen und  
halte die ungewaschensten Reden vor dem  
ungewaschensten Publikum ... (DHA XI, 71f.)

Heine [nimmt] umgekehrt auch das  
Gewichtigste und Heiligste in seinem Munde  
so leicht, als ob es eine Cigarre wäre. [...] Der  
Untergang des Christenthums stellte sich ihm  
in so erhabener Schönheit dar, wie dem Nero  
der Brand der Stadt Rom, aber er war auch  
frivol genug, den Brand selber zu schüren.

Wolfgang Menzel<sup>1</sup>

»Es ist die Zeit des Ideenkampfes, und Journale sind unsre Festungen«, schreibt Heinrich Heine am 11. November 1828 an Gustav Kolb (HSA XX, 289). Bereits anhand dieser kurzen Äußerung, geschrieben auf seiner Italienreise während eines Aufenthaltes in Florenz, wird die eminent strategische Bedeutung ersichtlich, die Heine der periodischen Presse beimaß. Das ephemere und schnelllebige Medium der Tagespresse, das gegenüber dem Buch den entscheidenden Vorteil bot, ad hoc und tagesaktuell auf gesellschaftliche und politische Entwicklungen zu reagieren, erschien Heine als besonders gut geeignet, möglichst unmittelbar auf die öffentliche Meinung Einfluss nehmen und damit in dem ausschließlich mit literarischen Mitteln geführten »Befreyungskriege der Menschheit« (DHA VII, 74) entscheidende publizistische Duftmarken setzen zu können. Insofern sah er im

Zeitungs- und Journalwesen ein probates und überdies in seiner publizistisch-aufklärerischen Wirksamkeit nicht zu unterschätzendes »mächtige[s] Beförderungsmittel der Volksintelligenz« (DHA XI, 136). Ute Radlik hatte bereits auf den wichtigen, aber häufig übersehenen Umstand aufmerksam gemacht, dass Heine seinen Weg nicht gleich als erfolgreicher und gefeierter Zeitschrift(en)steller und Lyriker, sondern zunächst als relativ unbedeutender Journalist begann.<sup>2</sup> Als solcher war er naturgemäß auch auf die regelmäßige Lektüre von Zeitungen und Zeitschriften angewiesen, die insbesondere in den Jahren seines späteren Pariser Exils eine zunehmend wichtigere Informationsquelle werden sollten. Nicht zuletzt die deutschen Blätter, die sich Heine in den einschlägigen Pariser Journal-Lesekabinetten, in Lese-Cafés, bei Buchhändlern oder auch auf anderem Wege besorgte, erfüllten für den Exilanten eine wichtige Brückenfunktion in die Heimat, um möglichst immer auf dem Laufenden zu bleiben. Gerade in einer gründlichen Zeitungslektüre habe Heines politischer Geist immer wieder neue Nahrung und Anregungen von außen gefunden und sei dadurch zu vielen literarischen Arbeiten überhaupt erst angeregt worden.<sup>3</sup> »Diesen Morgen«, schreibt Heine etwa in seiner Börne-»Denkschrift« (»Helgoländer Brief« vom 10. August),

[...] ist wieder ein Paquet Zeitungen angekommen. Ich verschlinge sie wie Manna. Ein Kind wie ich bin, beschäftige mich die rührenden Einzelheiten noch weit mehr als das bedeutungsvolle Ganze. (DHA XI, 51)

Die Wirkung, die das gedruckte Wort in diesem Fall auf den durch die ›brandheiße‹ Zeitungsnachricht vom Ausbruch der Pariser Julirevolution (1830) euphorisierten Leser ausübt, ist derart extrem, dass dem solchermaßen ›Entflamten‹ am Ende selbst eine kalte Dusche nicht mehr zu helfen vermag:

Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme! Vielleicht auch ganz toll ....  
 Von jenen wilden, in Druckpapier gewickelten Sonnenstrahlen ist mir einer ins Hirn geflogen,  
 und alle meine Gedanken brennen lichterloh. Vergebens tauche ich den Kopf in die See.  
 Kein Wasser löscht dieses griechische Feuer. (ebd., 50)

Besucher berichten auch in späteren Jahren noch von mehreren Tischen und Gestellen voller Zeitungen im Zimmer Heines, die auf eine intensive Zeitungslektüre des Dichters – auch noch für die lange Zeit seines Krankenzimmers – schließen lassen.<sup>4</sup> Wenn man die Pariser Zeitungsberichte aus jenen Tagen liest, könnte man mitunter den Eindruck gewinnen, als habe Heine mehr Zeit in Lesekabinetten und mit Zeitungslektüre verbracht als zu Hause am heimischen Schreibtisch, was natürlich nicht ganz den Tatsachen entspricht. Eine stärkere Beachtung und Inaugenscheinahme dieses Mediums hinsichtlich seines Impetus auf das Heine'sche Schreiben scheint jedenfalls einstweilen noch ein weitgehend

unbearbeitetes Forschungsdesiderat zu sein und verspricht für die Zukunft, dass sich gerade in Art und Umfang der Heine'schen Zeitungsrezeption noch spannende Entdeckungen in seinem Gesamtwerk machen lassen dürften.

Vorerst ist es gelungen, eine bislang unbekannte Quelle zu Heines literaturkritischem Essay »Der Schwabenspiegel« genauer zu ermitteln. Diese ist insofern gleich in mehrfacher Hinsicht interessant, weil sie nicht nur ein bezeichnendes Licht auf das damals vorherrschende gesellschaftspolitische und religiöse Klima im vormärzlichen Deutschland der Restaurationsepoche wirft, sondern auch Rückschlüsse auf Heines Lesegewohnheiten und strategisch wohl kalkulierte Schreibtechniken erlaubt. Die Spur führt dabei gleich in zwei Richtungen. Zum einen nach Bayern und zwar in das Umfeld der von Heine zeitlebens literarisch so unerbittlich befehdeten »ultramontanen« Kirchenkreise; zum anderen in die damalige preußische Rheinprovinz, genauer gesagt: nach Köln und zu dem durch die gewaltsame Absetzung und Inhaftierung des Kölner Erzbischofs Clemens August Freiherr von Droste-Vischering ausgelösten und als so genannte »Kölner Wirren« (1837–1841) in die Geschichte eingegangenen langjährigen Konflikt zwischen Preußen und der katholischen Kirche.<sup>5</sup>

In der betreffenden Stelle des »Schwabenspiegel« setzt sich Heine, das vermeintliche »Haupt des Jungen Deutschland« (vgl. DHA XI, 155), mit dem von Wolfgang Menzel gegen ihn erhobenen Vorwurf auseinander, er richte mit seinen Schriften das Christentum zugrunde, indem er die Grundpfeiler der Kirche moralisch unterminiere. Dies waren inzwischen hinlänglich bekannte Pauschalunterstellungen, wie sie das berühmt-berüchtigte Bundestagsverbot vom Dezember 1835 öffentlichkeitswirksam und verhängnisvoll stigmatisierend kanonisiert hatte.<sup>6</sup>

Diesen Unterstellungen des »literarische[n] Mouchard« (DHA XI, 157), wie Heine Menzel in seiner »Salon«-Vorrede »Über den Denunzianten« genannt hatte, begegnet der so Angegriffene mit einem halb scherzhaft, halb ernst gemeinten Vergleich. In diesem greift Heine den insinuierten Vorwurf des moralisch-sittlichen Brandstiftertums parodistisch auf, wie Menzel ihn in Zeitungsartikeln pauschal gegen das Junge Deutschland erhoben hatte<sup>7</sup>:

Ich habe herzlich lachen müssen, denn dieses Zetergeschrey erinnerte mich an einen andern armen Sünder, der auf dem Marktplatze zu Lübek mit Staupenschlag und Brandmark abgestraft wurde, und plötzlich, als das rothe Eisen seinen Rücken berührte, ein entsetzliches Mordio erhob und beständig schrie: »Feuer! Feuer! es brennt, es brennt, die Kirche steht in Flammen!« Die alten Weiber erschrakten auch diesmal über solchen Feuerlärm, vernünftige Leute aber lachten und sprachen: der arme Schelm! nur sein eigener Rücken ist entzündet, die Kirche steht sicher auf ihrem alten Platze [...]. (DHA X, 271f.)

Weiter heißt es bei Heine:

[...] auch hat dort die Polizey, aus Furcht vor Brandstiftung, noch einige Spritzen aufgestellt, und aus frommer Vorsorge darf jetzt in der Nähe der Religion nicht einmal eine Zigarre geraucht werden! Wahrlich, das Christenthum ward nie ängstlicher geschützt als eben jetzt. (ebd.)

Der Kommentar der Düsseldorfer Heine-Ausgabe (vgl. DHA X, 721) ging seinerzeit davon aus, dass es sich dabei um eine von Heine möglicherweise frei erfundene Geschichte handelt. Zumindest für den zweiten Teil dieses Zitats kann jetzt der Gegenbeweis angetreten werden. Und zwar findet sich die Referenzquelle mit hoher Wahrscheinlichkeit in der Erstausgabe der in Frankfurt am Main erscheinenden »Katholischen Kirchenzeitung« (im Weiteren auch abgekürzt als »KKZ«). Diese zwischen 1838 und 1845 zwei Mal wöchentlich in einer Auflagenhöhe von 1.000 Stück erscheinende Zeitung, die mit dem erklärten Programm antrat, als »wahrhaft katholisches Organ« und »im Geiste eines echt katholischen Zusammenwirkens« das »disharmonische Aggregat aller von der Kirche durch spätere Schismen und Häresien in's Leben getretenen Sekten und Parteien, soweit sie noch Bestand haben oder neue entstehen«, entschieden bekämpfen zu wollen, sollte durch ihre maßlosen verbalen Ausfälle gegenüber Andersgläubigen in der damaligen, von konfessionellen Gegensätzen und wachsenden Spannungen geprägten Zeitungslandschaft eine gewisse traurige Berühmtheit erlangen. Sie ist, zusammen mit einer ganzen Reihe anderer Glaubenspostillen dieser Machart, ein typisches Produkt der schnell anwachsenden Kirchenblattbewegung der Katholiken im Deutschland jener Tage, die die apostolische Linie Roms treu und kompromisslos verfochten und journalistisch eine entschieden anti-preußische Stoßrichtung führten.<sup>8</sup> Zu ihren besten Zeiten sollen angeblich bis zu 112 Korrespondenten der Redaktion der Frankfurter »Katholischen Kirchenzeitung«, die für ihre Berichterstattung aus aller Welt gleich von Beginn ihrer ersten Ausgabe an einen universalen Anspruch erhob, regelmäßig zugearbeitet haben.<sup>9</sup> Zu ihren Mitarbeitern konnte die KKZ zeitweise so illustre Namen wie Clemens von Brentano, François-René de Chateaubriand, Johann Friedrich Overbeck, Franz von Baader und nicht zuletzt Joseph Görres zählen, um nur die prominentesten zu nennen. Karl Gutzkow, der Verfasser des vieldiskutierten und von Menzel als »unmoralisch« verleumdeten Romans »Wally, die Zweiflerin«, sah das neue Kirchenblatt in seiner einseitigen Festlegung auf die römisch-katholische Sache hingegen betont kritisch und kommentierte in seinem »Telegraphen« insbesondere die Rolle und Person ihres Herausgebers, Julius V. Höninghaus, nicht ohne Ironie.<sup>10</sup>

In den Spalten 7f. findet sich in der KKZ Nr. 1 vom 3. Januar 1838 unter der Rubrik »Bayern« ein anonymes Artikel, der sich empört gegen den Vorwurf verhält, die Katholiken in Bayern ließen es an dem gebotenen Respekt und der

nötigen Ehrerbietung gegenüber dem bayerischen Königshaus und der königlichen Familie fehlen.

Nach seinen mittlerweile mehr als zehn Jahre zurückliegenden, als ausgesprochen demütigend empfundenen Erfahrungen mit den einflussreichen klerikal-ultrakonservativen Kreisen in München, die seinerzeit Heines Bemühungen um eine Professur für Geschichte – nicht zuletzt unter Hinweis auf seine jüdische Herkunft – erfolgreich vereitelt hatten (»Ich bin jetzt umlagert von Feinden und intriguirenden Pfaffen« [HSA XX, 319]), und seiner daraus resultierenden großen persönlichen Enttäuschung über König Ludwig I., die sich später u. a. in beißenden Spottversen auf den Bayernkönig und dessen mehr oder weniger dilettierende Lyrikversuche Luft verschaffen sollte<sup>11</sup>, dürfte der mittlerweile ins Pariser Exil emigrierte Dichter solche Zeitungsmeldungen mit großer Wissbegierde förmlich aufgesogen haben. In dem, was er in o. g. Ausgabe der »Katholischen Kirchenzeitung« zu lesen bekam, konnte sich Heine in seiner entschiedenen Ablehnung des preußischen Staatskirchentums, »jene[r] Mißgeburt« (DHA VII, 194), wie er es nannte, und gegenüber der »heiligen«, oder wohl zutreffender gesagt: unheilvollen Allianz von Thron und Altar, die er maßgeblich für die Schwächung und innere gesellschaftspolitische sowie konfessionelle Zerrissenheit Deutschlands mitverantwortlich machte, nur bestätigt gefühlt haben. Teilweise liest sich das bornierte konfessionelle Denken, das in jenen kleinkarierten »Kirchenzeitungsschnüffeleien« (ebd.) zum Ausdruck kommt, wie ein unterhaltsames Seitenstück zu dem, was Heine bereits Ende der 1820er Jahre in seinen »Reisebildern«, insbesondere in »Die Stadt Lukka«, in Bezug auf die beiden großen konfessionellen Parteien und ihre ständigen, gegenseitigen Befehdungen näher ausgeführt hatte.<sup>12</sup>

Hinzu kommt des Weiteren noch, dass sich Heine gerade zu diesem Zeitpunkt (also 1837/38) selbst mit dem Plan zur Gründung einer »Deutschen Zeitung«, die in Paris erscheinen sollte, trug. Es sprechen also gleich mehrere Gründe dafür, warum das neue Kirchenblatt, das schon aufgrund seines Namens und seiner Zielklientel in das geistige Umfeld des Münchener Görres-Kreises weist<sup>13</sup>, die besondere Aufmerksamkeit Heines auf sich gezogen haben dürfte. Da passt es auch ins Bild, dass das Königreich Bayern seine kurz zuvor gegen Wolfgang Menzel gerichtete Vorrede »Über den Denunzianten« zusammen mit »Salon« III unmittelbar nach Erscheinen konfisziert hatte (in Preußen waren Heines Schriften ja ohnehin schon seit längerem verboten). Das Setzen einer kleinen literarischen Spitze gegen das streng katholische Bayern mag dem Verfasser des »Schwabenspiegel« daher nur mehr als angebracht erschienen sein.

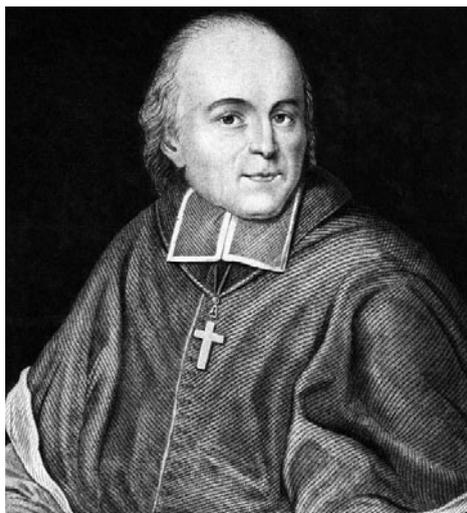
Hintergrund für die den katholischen Bayern protestantischerseits unterstellten »antilegitimistischen Tendenzen« war die vorangegangene Kritik in einem »Hermelitisch-liturgisch-pädagogischen Correspondenzblatt«, das Anstoß daran

genommen hatte, dass just am Namensfest der Gemahlin von König Ludwig I., Therese von Bayern – »welche der lutherischen Confession zugehört«, wie sich der anonyme Redakteur der »Katholischen Kirchenzeitung« in einer Fußnote beeilt hinzuzufügen – in öffentlichen, an Kirchenpforten angeschlagenen Bekanntmachungen zur Feier des Namensfestes der Hl. Teresa von Avila (15.10.) in der Würzburger Kirche der barfüßigen Karmeliter aufgerufen und bei dieser Gelegenheit allen Gläubigen volle Absolution in Aussicht gestellt worden war. Voraussetzung sei freilich, dass sie an diesem Tag nach abgelegter Beichte und Erteilung der heiligen Kommunion »um Frieden und Eintracht der Fürsten und Potentaten, und Ausreutung der Ketzerei und um die Mehrung der christkatholischen Kirche« beteten. Darin sah das protestantische Blatt eine ungehörliche »Unschicklichkeit«, denn man verstehe als Protestant nur zu gut, wer mit dem Vorwurf der Ketzerei gemeint sei. Ja, mehr noch: »[...] wenn die Geistlichkeit am Theresientage dazu auffordert«, so der rezitierte Autor (ein gewisser Dekan Brandt), »so könnte ein argwöhnischer Mensch sich versucht fühlen, darin eine absichtliche Beleidigung der königlichen Familie und eine versteckte Protestation gegen die Feierlichkeiten zu suchen, welche in andern Kirchen [gemeint sind in diesem Fall natürlich die protestantischen; MV] der Königin zu Nutz und Ehren gehalten werden«. Diesen Vorwurf freilich konnte der Autor der KKZ offenbar nicht auf sich und seinen »gut katholisch[en]« (DHA VIII, 113) und königstreuen Landsleuten sitzen lassen. »Wir katholische Bayern«, kontert der Schreiber bissig, »lieben und schätzen die Person unserer hohen Landesmutter«. »Allein«, stellt er weiterhin klar, »diese Liebe und Hochschätzung dehnt sich freilich nicht auf ihre Religion, die protestantische, aus; aber auch eben so wenig machen wir unsern protestantischen Mitbürgern es zu einem Vorwurfe, daß sie ihre Anhänglichkeit an die Person unseres geliebten Königs nicht auf seine katholische Religion ausdehnen« (Sperrungen im Original; MV). Anschließend wird – quasi als Retourkutsche – süffisant eine längere Passage aus einem Artikel der »Neuen Würzburger Zeitung« zitiert, die ihrerseits über das Namenstagedenken angeblich Folgendes berichtet hatte:

In den gestrigen Metten [...] haben sich Dinge zugetragen, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen können. Wenn rohe und ungebildete Leute, der Heiligkeit des Ortes vergessend, bei einer der feierlichsten Handlungen der katholischen Kirche im Gotteshause sich Unfug und unanständiges Betragen zu Schulden kommen lassen, so verdient schon dieses nicht bloß eine sehr ernste Rüge, sondern auch das thätige Einschreiten der Behörden; was soll man aber erst sagen, wenn Personen, die durch ihre Stellung im Staat und in der Gesellschaft berufen scheinen, mit gutem Beispiel voranzugehen, das Exempel der Entweihung des Tempels geben? Wenn Neugier oder vielleicht noch andere Dinge Andersglaubende in unsere Kirche führten, so können wir mindestens fordern, dass sie sich anständig betragen. Ob viele der Personen anderer Confessionen nicht besser daran gethan hätten, zu Hause zu

bleiben, wollen wir hier nicht weiter berühren, doch muss die Aufführung eines protestantischen Assistenzarztes Dr. v. d. \* J e d e n, welchem Glaubensbekenntniß er auch angehört, auf's Höchste empören.<sup>14</sup>

Die »Neue Würzburger Zeitung« (NWZ) war – neben den von Joseph Görres 1838 in München gegründeten »Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland« – eine der wort- und wirkmächtigsten katholischen Tageszeitungen jener Tage. Michael Schmolke bezeichnet sie, neben den aufgrund ihrer markanten Einbandfarbe allgemein auch als »gelbe Hefte« bezeichneten »Blättern für das katholische Deutschland«, als den »zweite[n] Aktivposten praktischer katholischer Presseentwicklung nach oder im Zusammenhang mit dem Kölner Ereignis«.<sup>15</sup> Die Kölner Geschehnisse hatten wie ein Weckruf auf die katholische Presse gewirkt und ließen sie fortan in den konfessionell umstrittenen Konfliktthemen erstmals offensiv, teils auch in aggressiv-verbaler Weise ihre kirchenpolitischen Positionen nach außen hin vertreten.<sup>16</sup> Unter der Redaktionsleitung des Journalisten Ernst Zander (1803–1872)<sup>17</sup>, der von fast allen NWZ-Beiträgen der alleinige Urheber war, erlebte das einst nahezu unbedeutende Provinzblatt einen ungeheuren Aufschwung. Im Rheinland sollen die Artikel der NWZ »geradezu verschlungen«<sup>18</sup> worden sein und dienten vielen anderen deutschen Journalblättern, wie in unserem Fall auch, als willkommene Nachrichtenquelle. Während des Kölner Kirchenstreits 1837/38 vertrat das Blatt eine extrem katholische Richtung und leistete sich sogar – was für die damalige Zeitungslandschaft durchaus noch eine Seltenheit war – einen eigenen Korrespondenten in der Rheinprovinz. In dem Streit zwischen dem preußischen Staat und dem Kölner Erzbischof Clemens August von Droste-Vischering, der sich bekanntermaßen an der Mischehenfrage entzündet hatte, ergriff Zander, der 1827 zum katholischen Glauben konvertiert war, mit aller Entschiedenheit Partei für den bedrängten und schließlich gewaltsam seines Amtes enthobenen katholischen Kirchenfürsten. Wochen bevor Görres mit seiner berühmten antipreußischen Kampfschrift »Athanasius« entscheidenden Anteil an der nachhaltigen Politisierung des deutschen Katholizismus nehmen und eine wahre Flut an Streit- bzw. Flugschriften auslösen sollte, gab Zander Tag für Tag Kostproben für das wachsende Selbstbewusstsein des deutschen Katholizismus und seine neu entdeckte publizistische Schlagkraft. Neben der aggressiven Rhetorik seiner Artikel, die seinem Blatt eine schnell anwachsende Leserschaft bescherte, lag das Geheimnis seines publizistischen Erfolges vor allem in einem erstaunlich intimen Insiderwissen aus höchsten Regierungskreisen, das ihn für Preußen zu einem ständigen Ärgernis werden ließ und die bayerisch-preußischen Beziehungen diplomatisch ernsthaft zu belasten drohte.<sup>19</sup>



Clemens August Freiherr Droste zu Vischering (1773–1845)

»Katholiken! Mit reitender Artillerie und brennenden Luntten ist der katholische Erzbischof von Köln von seinem bischöflichen Sitze abgeführt worden, weil er in geistlichen Dingen, in Sachen der katholischen Lehre sich nicht dem Verlangen der weltlichen Macht fügen wollte«<sup>20</sup>, donnerte Zander etwa am 26. November 1837, nur wenige Tage nach der spektakulären Verhaftung Droste-Vischerings. Es waren gerade solche, die inzwischen bekannten näheren Umstände übertrieben dramatisierenden Szenen wie die von der »reitenden Artillerie« und den »brennenden Luntten«, die den verhafteten und auf die Festung Minden gebrachten Kirchenfürsten in den Augen des katholischen Teils der Bevölkerung zu einem regelrechten Märtyrer stilisieren sollten und die ohnehin schon erhitzten Gemüter immer weiter anstachelten.<sup>21</sup> Ein Großteil der übrigen deutschen Presseblätter, zumal der katholischen, beteiligte sich nur zu bereitwillig an dieser Art der Legendenbildung. In seiner Polemik gegen Preußen wurde Zander mit dem weiteren Fortgang der Affäre immer maßloser und blindwütiger, so dass sich die preußische Regierung schließlich dazu genötigt sah, eine förmliche Protestnote an die Adresse des bayerischen Königs zu senden, mit dem Ziel, die Absetzung des notorischen Unruhestifters zu erwirken. Erst nachdem die preußische Regierung damit gedroht hatte, beim Bundestag ein Verbot der Zeitung zu erwirken, gab Ludwig I., der lange Zeit keinen Handlungsbedarf gesehen hatte, der Forderung schließlich nach einigem Zögern und Taktieren nach.<sup>22</sup>

Jener ›unverschämte‹ »Mensch« (gemeint ist der besagte protestantische Assistenzarzt), hieß es nun in dem NWZ-Artikel im Anschluss weiter, dessen gehässiger und moralisierender Tonfall wiederum die Verfasserschaft Zanders vermuten lässt, habe nicht nur die Dreistigkeit besessen, mit Hut auf dem Kopf in der Kirche umherzugehen,

[...] sondern sich sogar erfrecht, dort während der heiligen Handlung Cigarren zu rauchen, bis er von einem Landwehrposten [...] ergriffen und der Polizei überliefert wurde. Nur dem besonnenen Benehmen der Letztern, welche, das Nachdringen der erzürnten Menge zu hindern, sogleich die Thüre sperrte, ist es zuzuschreiben, daß der Unverschämte nicht auf der Stelle eine zwar ungesetzliche, aber unter den Umständen sehr entschuldbare schwere Züchtigung erfahren hat« (Sp. 8; Sperrungen im Original; MV).

Es besteht kaum ein Zweifel daran, dass Heine das Zigarren-Motiv im »Schwabenspiegel« dieser, von der Frankfurter Kirchenzeitung kolportierten Passage aus dem NWZ-Artikel verdankt und für seinen eigenen Prosatext weiterverwertet hat.

Auch der zeitliche Quellenzusammenhang stützt diese Annahme. Heine beendete die Arbeit an seinem Manuskript im Frühjahr 1838 (vgl. zur Entstehungsgeschichte den Kommentar der DHA X, 681); Kenntnis von dem Schmähartikel in der NWZ hatte er hingegen spätestens im Januar oder Februar 1838 durch, so unsere begründete Annahme, die von uns nachgewiesene Lektüre der »Katholischen Kirchenzeitung«. Wir vermuten, dass Heine das strengkirchliche Blatt in einem der einschlägigen Pariser Lesekabinette, sehr wahrscheinlich bei »Bär und Ettinghausen« in der Rue de Louvois Nr. 8, in die Finger bekommen hatte, das für den Paris-Korrespondenten zu einer wichtigen Anlaufstelle und Informationsquelle für aktuelle Nachrichten aus der Heimat werden sollte. So heißt es etwa am 4. Dezember 1837 in einem Schreiben Heines an August Lewald: »Seit das deutsche Lesekabinett errichtet ist, erfahre ich doch schon mehr Heimisches als ehemals.«<sup>23</sup> (HSA XXI, 241) Ebenso gut käme das Lesekabinett von Brockhaus und Avenarius im Palais Royal als denkbare Bezugsquelle in Frage.

Der in der NWZ überlieferte Zigarren-Fauxpas und das, was Heine im »Schwabenspiegel« daraus gemacht hat, ist aus mehreren Gründen ungemein aufschlussreich. Zum einen ist es das Umfeld, in dem das begangene und durch die KKZ moralisch verurteilte ›Sakrileg‹ des Rauchens in einer Kirche zitiert wird: Die erste Ausgabe der »Katholischen Kirchenzeitung«, die gleich auf ihrem Titelblatt groß mit einer Rede des Papstes aufmacht, bespricht – von einigen unbedeutenden Kurzmeldungen einmal abgesehen – fast ausnahmslos das Kölner Ereignis und dessen (kirchen-)rechtliche Bewertung. Ohne die Kenntnis dieses ursprünglichen Kontextes bleiben indes sowohl der aktuelle zeitgeschichtliche Bezug als auch die politische Brisanz der relativ harmlosen Anekdote, die bei